

Hartmut Winkler

## Ähnlichkeit

Faszination am Unklaren, Schmutzigen, an dem, was die Unterscheidungen unterläuft

### 1 Schrecken der Ähnlichkeit

Ähnlichkeit ist als Begriff auf verwirrende Weise unterbestimmt, und als Feld der Erfahrung schillernd ambig und irreduzibel pluralisch. Dies wird deutlich, wenn Foucault den ersten Teil seiner ‚Ordnung der Dinge‘ unter den Begriff der ‚Ähnlichkeit‘ stellt;<sup>1</sup> und ich werde mich, was die Materialbasis angeht, fast ausschließlich auf dieses eine, sehr prominente Buch stützen.

Foucault teilt die Geschichte des europäischen Denkens bekanntlich in drei große Blöcke ein:

- das erste Denksystem, die erste Episteme, ist die der ‚Ähnlichkeit‘;  
sie reicht von der Renaissance bis etwa zum Ende des 16. Jahrhunderts.
- die zweite ist die der ‚Klassik‘ oder der ‚Repräsentation‘;  
sie umfasst, wieder sehr grob, das 17. und 18. Jahrhundert;
- die dritte Episteme der ‚Moderne‘ beginnt etwa um 1780.

In der ersten Episteme also geht es um ‚Ähnlichkeit‘. „Bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts“, schreibt Foucault,

„hat die Ähnlichkeit im Denken (savoir) der abendländischen Kultur eine tragende Rolle gespielt. Sie hat zu einem großen Teil die Exegese und Interpretation der Texte geleitet, das Spiel der Symbole organisiert, die Erkenntnis der sichtbaren und unsichtbaren Dinge gestattet und die Kunst ihrer Repräsentation bestimmt. Die Welt drehte sich in sich selbst: die Erde war die Wiederholung des Himmels, die Gesichter spiegelten sich in den Sternen, und das Gras hüllte in seinen Halmen die Geheimnisse ein, die dem Menschen dienten. Die Malerei imitierte den Raum und die Repräsentation, war sie nun Fest oder Wissenschaft (savoir), gab sich als Wiederholung.“<sup>2</sup>

Foucaults Darstellung dieser Phase – und damit komme ich zu meinem Punkt – ist interessant, weil sich bis in die Wahl der sprachlichen Mittel hinein deutliche Zeichen von Befremden, um nicht zu sagen: von *Horror*, mit einer gewissen Ironie und durchaus auch Sympathie für dieses untergegangene Denksystem mischen.

So spricht Foucault, um nur ein paar Stellen herauszugreifen, von „diese[m] ganze[n] wunderbare[n] Gewimmel von Ähnlichkeiten“.<sup>3</sup> „Die Ähnlichkeit“, sagt er,

„bleibt niemals in sich selbst fest, sie wird nur fixiert, wenn sie auf eine andere Ähnlichkeit verweist, die ihrerseits neue anspricht [...]. Es handelt sich also um ein Wissen, das durch unendliche Anhäufung von Bestätigungen, die sich [in] einander

<sup>1</sup> Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main 1974, S. 46ff. (EV., frz.: 1966).

<sup>2</sup> Ebd., S. 46.

<sup>3</sup> Ebd., S. 56.

auflösen, vorgehen kann und muß.“ „So scheint die Wissenschaft jener Epoche mit einer *schwachen Struktur* ausgestattet zu sein.“<sup>4</sup>

Ähnlichkeit regiert auch das Verständnis der Sprache:

„[Im 16. Jahrhundert ist] die Sprache kein willkürliches System; sie ist in der Welt niedergelegt und gehört zu ihr“. „[Sie ist] eine opake, mysteriöse, in sich selbst geschlossene Sache, eine fragmentierte und von Punkt zu Punkt rätselhafte Masse, die sich hier und da mit den Figuren der Welt mischt und sich mit ihnen verflucht, und zwar so sehr und so gut, daß sie alle zusammen ein Zeichennetz bilden, indem jedes Zeichen in Beziehung zu allen anderen die Rolle des Inhalts oder des Zeichens, des Geheimnisses oder des Hinweises spielen kann und tatsächlich spielt. [...] In ihrer ursprünglichen Form, als sie den Menschen von Gott gegeben wurde, war die Sprache ein absolut sicheres und wahres Zeichen der Dinge, *weil sie ihnen ähnelte*.“<sup>5</sup>

Entsprechend spricht Foucault von einem

„unendliche[n] Schäumen der Sprache, die sich unaufhörlich entwickelt, sich selbst aufnimmt und ihre aufeinanderfolgenden Formen überlappen läßt.“<sup>6</sup> „In der Souveränität des Ähnlichen [...] schillerte das rätselhafte, monotone, obstinate, primitive Sein der Zeichen in einer unendlichen Dispersion.“<sup>7</sup>

Als eine Variante der Ähnlichkeit diskutiert Foucault die ‚Sympathie‘; sie hat die Qualität einer Kontamination oder Ansteckung:

„Die Sympathie ist eine Instanz des Gleichen (Même) die so stark und so pressierend ist, daß sie sich nicht damit begnügt, eine der Formen der Ähnlichkeit zu sein. Sie hat die gefährliche Kraft, zu *assimilieren*, die Dinge miteinander identisch zu machen, sie zu mischen und in ihrer Individualität verschwinden zu lassen, sie also dem fremd zu machen, was sie waren.“<sup>8</sup>

Und als Übergangsfigur, die das Ende der Episteme der Ähnlichkeit anzeigt, wählt Foucault schließlich Don Quixote:

„[Er ist der] Irre, der in der abendländischen Erfahrung zum Menschen der *wilden Ähnlichkeiten* geworden ist. [...] *Er sieht überall nur Ähnlichkeiten und Zeichen der Ähnlichkeit*. Alle Zeichen ähneln sich für ihn, und alle Ähnlichkeiten haben den Wert von Zeichen.“<sup>9</sup>

Ähnlichkeit – das wird im Zitierten deutlich geworden sein – fügt sich kaum dem, was wir heute unter ‚Wissen‘ verstehen würden. Foucaults Rede von Vermischungen und Überlappungen, Gewimmel, schwacher Struktur und gefährlicher Assimilation zeugt von deutlichen Widerständen und löst beim Lesen Widerstände aus. Ähnlichkeit erscheint als vollständig unbeherrschbar, und letztlich als ‚Schmutz‘.

<sup>4</sup> Ebd., S. 61, 63 (im Original fehlt das ‚in‘; Hervorh. H.W.).

<sup>5</sup> Ebd., S. 66f. (letzte Hervorh. H.W.).

<sup>6</sup> Ebd., S. 73.

<sup>7</sup> Ebd., S. 76.

<sup>8</sup> Ebd., S. 54.

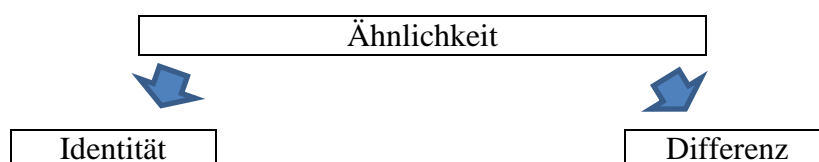
<sup>9</sup> Ebd., S. 81 (Hervorh. H.W.).

Und so betrachtet völlig konsequent schlägt dann mit dem Übergang von der ersten zur zweiten Episteme das schwirrende Reich der Ähnlichkeiten in das luzide der geordneten Taxonomien um: Mit der ‚Klassik‘, schreibt Foucault,

„[entsteht in einem] wesentlichen Bruch in der abendländischen Welt“ „der Raum eines Wissens [...], in dem [...] es sich nicht mehr um die Frage der Ähnlichkeiten, sondern um die der Identitäten und Unterschiede handelt.“<sup>10</sup>

## 2 Identitäten und Unterschiede

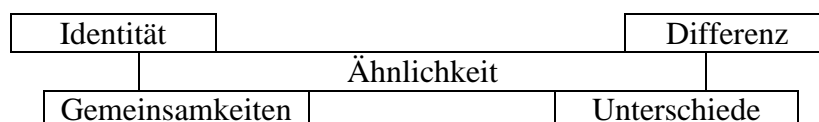
Die zweite Episteme räumt mit allen Verwirrungen auf. Die neu ermächtigte Ratio bedient sich der *Unterscheidung*; und Hauptinstrument ist die Analyse, das systematische Auseinanderlegen der Dinge. Endziel ist die Ordnung, die Taxonomie, bei der es nicht mehr um Ähnlichkeiten, sondern um Identitäten und Differenzen geht.



Gleichzeitig aber wird man sich klar machen müssen, dass wir normalerweise gerade das ‚ähnlich‘ nennen, was *weder* völlig gleich (identisch) *noch* vollständig unterschieden ist. Insofern hat die Ähnlichkeit an beiden Bestimmungen Anteil; sie hat *zwischen* Identität und Differenz ihren Ort, ein Zwischenreich, das beide Pole miteinander verbindet.

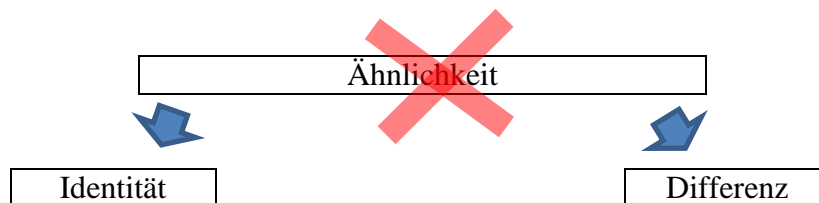


Ähnlichkeit kennt Gemeinsamkeiten *und* Unterschiede und nimmt beide zu gleichen Teilen in Anspruch; auch das macht ihren Status als ‚Zwischenreich‘ aus.



Das macht deutlicher, worum es sich bei dem Umbruch hin zur zweiten Episteme eigentlich handelt. Die zweite Episteme, die die Dinge kategorisiert und trennt, macht mit dem Zwischenreich der Ähnlichkeit Schluss. Was bleibt, sind Identität und Differenz. Scheinbar eindeutig, sauber und ‚rein‘ tauchen sie aus den Wirrnissen der Ähnlichkeit auf.

<sup>10</sup> Ebd., S. 82



Ratio und Analyse sind Prozesse der Reinigung. Und natürlich: Nur rückwärts, aus der Perspektive dieser Reinigung erscheint die erste Episteme als verwirrend, als kontaminiert und kontaminierend, als ‚Schmutz‘. Die Analyse schafft Klarheit und scheidet die Dinge.



### 3 Zweifel

Möglicherweise aber war diese Reinigung eine vorschnelle Lösung; das hauptsächliche Anliegen der Ordnung der Dinge scheint mir zu sein, zu zeigen, dass die erreichte Klarheit selbst scheinhaft ist. Scheinhaft, weil sie ihre eigenen Grundlagen nicht reflektieren kann (dies kann Foucault am Beispiel der ‚Repräsentation‘ zeigen<sup>11</sup>); scheinhaft, insofern er auch die zweite Episteme als überwunden, als historisch abgeschlossen betrachtet; und scheinhaft in der Erkenntnis, dass die Welt, die die Analyse ja zu begreifen beansprucht, keineswegs so aufgeräumt wie die Taxonomien ist. Klassik und Ratio haben einen Typus von Ordnung hervorgebracht, der die Ordnung des zu Begreifenden überbietet; und folgerichtig fällt sie dem Zweifel anheim, dem Foucault den Namen der Moderne, der dritten Episteme, gibt.

(Ich selbst möchte Foucault und seine ‚Ordnung der Dinge‘ an dieser Stelle verlassen, weil sich der Rest meines Arguments auf ihn nicht mehr stützen kann.)

### 4 Der Zweifel untergräbt zuerst den Pol der Identität

Meine These ist, dass der Umbruch von der zweiten zur dritten Episteme, den Foucault um 1780 ansetzt, eine Art Wiederaufführung findet in einem völlig anders gearteten Umbruch, der sich zur Zeit Foucaults in Frankreich ereignet, und an dem Foucault selbst als einer der Protagonisten aktiven Anteil hatte: dem Übergang vom Strukturalismus zum Poststrukturalismus. (Wenn dies stimmt, stellt die ‚Ordnung der Dinge‘ – neben allem anderen – eine meta-methodologische Überlegung zum eigenen theoretischen Standort dar).

Sicherlich kann man dem widersprechen; denn weder von der Zeitstelle her gehört der Strukturalismus der ‚Klassik‘ an, noch teilt er die Vorstellung von Repräsentation, die das Kennzeichen dieser Periode ist. Augenfällig allerdings ist, dass der Strukturalismus fast entschiedener noch als die ‚Klassik‘ *taxonomisch* verfährt, nach Identitäten und Differenzen sucht und ein fast ungebrochenes Vertrauen in die Zerlegung der Dinge hat. Zumindest insofern also könnte man sagen, dass der Poststrukturalismus, wo er das strukturalistische Erbe hinter sich lässt, noch einmal wiederholt, austrägt und ausbuchstabiert, was die Krise der zweiten Episteme ist.

<sup>11</sup> Ebd., S. 91ff.

Und mit Blick auf den Poststrukturalismus werden neue Konturen der Krise deutlich. So fällt ins Auge, dass der Zweifel am Pol der ‚Identität‘ ansetzt und zunächst diesen Pol untergräbt. Der Poststrukturalismus – das ist ein Theorie-Klischee – demontiert alle Vorstellungen von Identität und favorisiert in radikaler Weise die Differenz.<sup>12</sup>



## 5 Differenz

Allerdings ist auch die Differenz, um die es den Poststrukturalisten geht, eine andere als jene ‚taxonomische‘, die Foucaults ‚klassische‘ Episteme regierte; bei Derrida verwandelt sich Differenz in die *differance* – in Wiederholung (Zeit) und Verschiebung;<sup>13</sup> bzw. in die Veräumlichung der Selbstaffektion,<sup>14</sup> bei Lacan in die visuell-imaginäre Selbstaffektion vor dem Spiegel; bei Lyotard in den ‚Widerstreit‘.<sup>15</sup> Alle drei versuchen das idealistische Erbe abzuschütteln und die Differenz zu erden, indem sie sie näher an die Empirie rücken oder im Diskurs verorten.

Und dennoch: Vielleicht erben auch diese Reformulierungen noch etwas von jener intellektuell bestechenden Klarheit, ‚Reinheit‘ und Reinigung, die zur klassischen Episteme gehörten. Und vielleicht speist sich hieraus der Rigorismus, mit dem die Intellektuellen meiner Generation, Beispiel sei Tholen,<sup>16</sup> die Differenz propagierten.

## 6 Zwischenüberlegung zur Ähnlichkeit

Ob jede/r meiner Deutung zustimmen kann, ist mir nicht so wichtig; es reicht, wenn sie nicht völlig abwegig ist. Dann nämlich wäre damit zu rechnen, dass nun auch dem zweiten Pol, der Differenz, eine ähnliche Demontage blüht. Und exakt an diesem Pol kommt die Ähnlichkeit wieder ins Spiel; und das wieder aufkommende Interesse für die Ähnlichkeit könnte anzeigen, dass sowohl Identität als auch Differenz keine sicheren Punkte mehr bieten.

Ähnlichkeit, das ist meine Behauptung, hat die subversive Kraft, *beide Pole*, also auch die Differenz zu unterlaufen und die scheinbare Reinheit der Unterscheidungen anzutasten und zu irritieren. Und zwar vor allem, insofern Identität wie Differenz – gegen ihren Willen – auf Ähnlichkeit verwiesen bleiben, insofern sie letztlich nur Spielarten, Extrempunkte der Ähnlichkeit sind.

<sup>12</sup> Und dasselbe gilt übrigens parallel auch für Adorno, der gemeinhin als mit dem Poststrukturalismus wenig vereinbar gilt, der in seiner Negativen Dialektik aber explizit identitätskritisch argumentiert und das identifizierende Denken, das dem begrifflichen Denken eingeschrieben ist, angreift (Adorno, Theodor W.: *Negative Dialektik*. In: *Ges. Schriften*, Bd. 6, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982 (EV.: 1966)).

<sup>13</sup> Derrida, Jacques: *Grammatologie*. Frankfurt/M. 1983, S. 175, 284, 496, 500 (EV., frz.: 1967).

<sup>14</sup> Derrida, Jacques: *Die Stimme und das Phänomen*. Frankfurt/M. 1979, S. 125ff. (EV., frz.: 1967).

<sup>15</sup> Lyotard, Jean-François: *Der Widerstreit*. München 1987 (EV., frz.: 1983).

<sup>16</sup> Tholen, Georg Christoph: *Platzverweis. Unmögliche Zwischenspiele zwischen Mensch und Maschine*. In: Bolz, Norbert; Kittler, Friedrich; Tholen, Christoph (Hg.): *Computer als Medium*. München 1994, S. 111-135; ders.: *Risse im Zeitgefüge*. In: *Kunstforum*, Nr. 127, Juli/Sept. 1994, Konstruktionen des Erinnerns. S. 142-146.

## 7 Erosion auch am Pol der Differenz

Wo und inwiefern aber kann man eine Erosion auch am zweiten Pol – der Differenz – zeigen? Ich möchte mehr als verkürzt zumindest zwei verschiedene Felder nennen.

Das erste ist das der Sprache und hier, denke ich, wird unmittelbar evident, dass Differenz von Ähnlichkeit abhängig bleibt. Sprache, Semantik, lebt davon, dass sie Differenzen beobachtet und festschreibt, dass sie Unterscheidungen macht. So hat die Linguistik den Begriff des *Kontrasts* in den Mittelpunkt ihrer Vorstellung von Semantik gestellt;<sup>17</sup> Umfang, Inhalt und Identität der semantischen Einheiten mögen bestreitbar sein, unbestreitbar ist, dass sie sich *unterscheiden*. Zumindest die Semantik also fasst die Sprache als eine Maschine der Differenzen, der Analyse auf.

Wenn Differenz Unterscheidung ist, aber ist gleichzeitig klar, dass Dinge nie *vollständig* different sind, sondern immer nur hinsichtlich der jeweils getroffenen Unterscheidung. Jenseits der Differenz, jenseits der Merkmale, in denen sie differieren, sind sich die Dinge möglicherweise ähnlich; und ähnlicher als einer ‚reinen Differenz‘, einer Differenz, die sich absolut setzt, lieb sein kann.



Steine und Kaninchen mögen sich drastisch unterscheiden; dass beide aber grau sein, das Merkmal ‚grau‘ also teilen können, setzt sofort das Spiel der Ähnlichkeiten wieder in Gang.

Innerhalb der Sprache wird Ähnlichkeit z.B. durch Adjektive verwaltet, die anders als Substantive nicht Dinge oder Gruppen von Dingen bezeichnen, sondern an den Dingen – und zwar an sehr heterogenen Dingen – erscheinen. Begriffliches Denken, um ein zweites Beispiel zu nennen, heißt subsumieren, und das heißt Dinge, Konkreta nach relativer Ähnlichkeit zusammenzufassen. Und dass man selbst für die abwegigsten Paarungen noch gemeinsame Oberbegriffe findet, macht plausibel, warum Benjamin die Sprache insgesamt als ein Reich ‚unsinnlicher Ähnlichkeiten‘ betrachtet.<sup>18</sup> Zumindest mit Blick auf die Sprache also scheint sehr bestreitbar, dass diese ausschließlich Differenzen/Kontraste organisiert.<sup>19</sup>

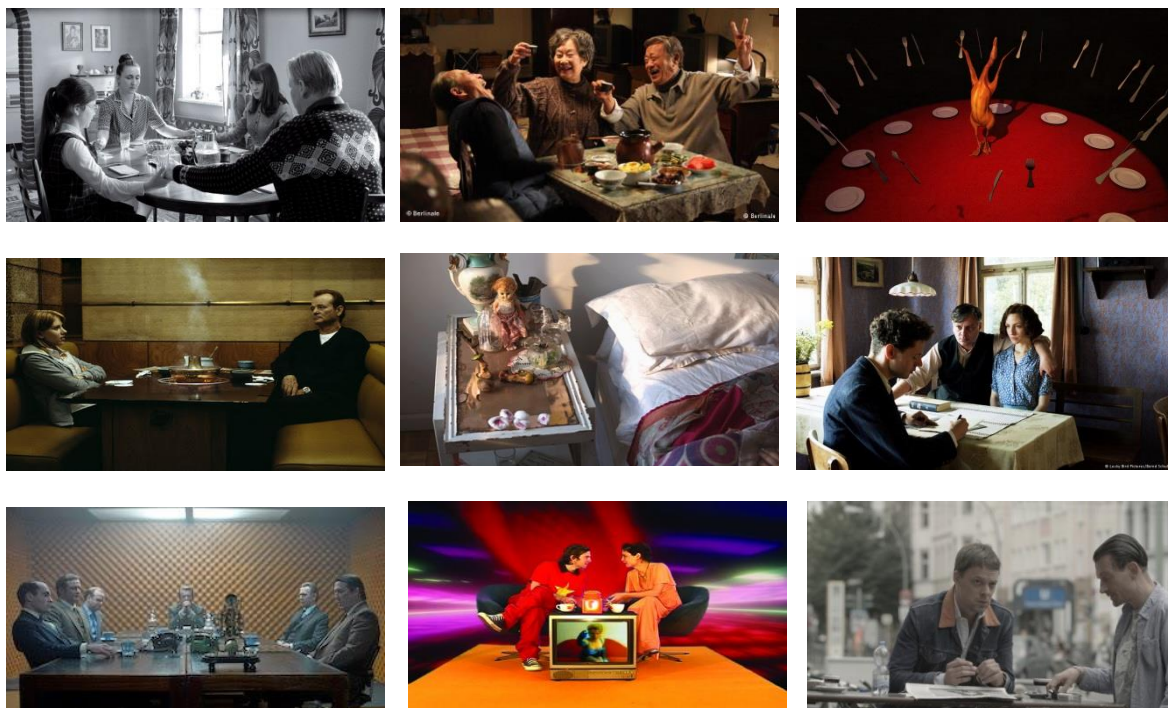
Und für andere Medien – dies ist mein zweiter Punkt – gilt dies umso mehr. Fotografie und Film haben ihre Pointe darin, dass sie, anders eben als die Sprache, ohne Begriffe auskommen

<sup>17</sup> Lyons, John: Semantik. Bd. 1, München 1980, S. 281ff. (EV., am.: 1977)

<sup>18</sup> Benjamin, Walter: Lehre vom Ähnlichen. In: Ges. Schriften., Bd. II/1, Frankfurt a. M. 1980, S. 204-210 (EV.: 1933); ders.: Über das mimetische Vermögen. In: Ges. Schriften, Bd. II/1, Frankfurt a. M. 1980, S. 210-213. (EV.: 1933).

<sup>19</sup> Vgl. FN 17.

und den Mechanismus der Subsumierung vermeiden. Wo die Sprache das Wort ‚Tisch‘ verwendet, also ein allgemeines Konzept, das zunächst nur eine relativ abstrakte Vorstellung evoziert und noch sehr viele, unterschiedliche Tische bezeichnen könnte, präsentieren Fotografie und Film jeweils das Abbild eines *einzelnen* Tisches. Die Bilder von Fotografie und Film liefern *Konkrete*.

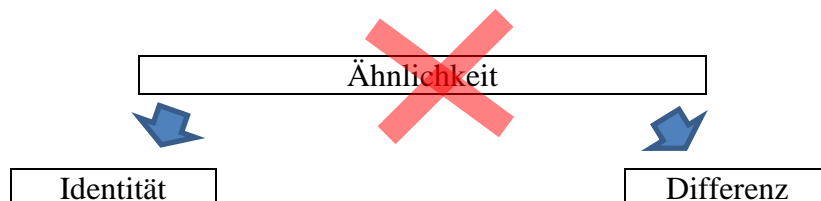


Gerade das aber *schwächt* die Kontraste und Grenzziehungen, die in der Sprache garantiert schienen, und eröffnet das Spiel der Ähnlichkeiten erneut. Fotografie und Film unterlaufen das identifikatorische Denken; Wolken können wie Pferde aussehen, ein Pferd wie ein Schatten, ein Schatten kann einem Fleck ähneln, und zwar mehr als jedem anderen Schatten...

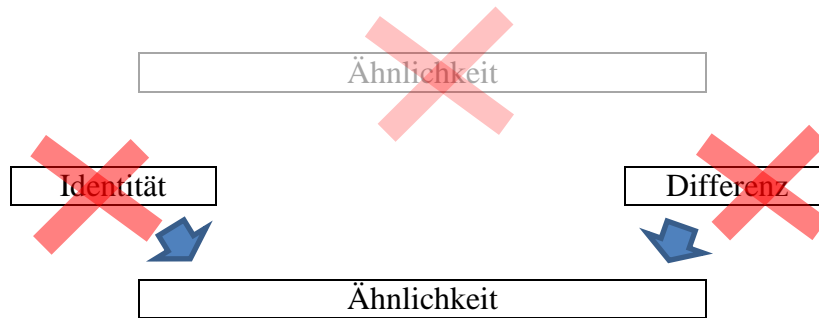
Mediengeschichtlich also bedeuten Fotografie und Film eine Revision; und zwar gerade an der Front jener Distinktionen und Distinktionskraft, die in der Sprache immer schon garantiert schienen. Ich will es bei diesen beiden Punkten belassen.

## 7 Schluss

Im Übergang von der ersten zur zweiten Episteme hatten sich Identität und Differenz gegen die Ähnlichkeit durchgesetzt.



Keht sich nun also der Vektor um? Ist es nun, in einer Gegenbewegung, die Ähnlichkeit, die der Identität und der Differenz den Boden entzieht?



Werden wir in das Reich der schwirrend-irritierenden Ähnlichkeiten zurückversetzt, das Foucault in seiner ersten Episteme beschreibt? Das sicherlich nicht, dazu bleibt uns Foucaults Darstellung dieser Denkweise doch zu fern und zu fremd. Sicher aber ist, dass die Ähnlichkeit als Störkategorie mehr als vital und die Frage der Ähnlichkeit eine unerledigte ist. Die Faszination der Ähnlichkeit besteht darin, dass sie alle Grenzziehungen überschreitet, und die Grenzziehung – als eine Basisgeste der Theoriebildung – selbst irritiert.

Wer wahrnimmt, nachdenkt oder Dinge analysiert, ist gezwungen, diese Dinge auseinanderzulegen und Grenzen zu ziehen. Ähnlichkeit, das ist für mich das nachhaltig faszinierende an dieser Kategorie, befragt das Verfahren der intellektuellen Analyse selbst.